
Sechstes Kapitel.

Neupersisches Reich. Große deutsche Völker, welche das römische Reich am Rhein und an der Donau beunruhigten. Constantin der Große.

Die auswärtigen Feinde, welche die römischen Provinzen so beunruhigten, daß mehrere Kaiser für die Vertheidigung des römischen Weltstaates unentbehrlich wurden, waren die Neuperser und die Deutschen. Der parthische Staat, der sich der römischen Herrschaft so glücklich erwehrt, und die römischen Kaiser so manchemahl in Verlegenheit gesetzt hatte, wurde durch Kriege mit den Römern und andern Feinden so merklich

lich geschwächt, daß die so lang unterdrück-
 ten Perser den muthigen Plan entwarfen, sich
 unabhängig zu machen. Ihr Anführer Ard-
 schir (Artaxarxes) dessen Vater Sasan hieß,
 überwand den parthischen König Arsaces, und
 wurde (226) von den Großen seiner Nation
 zum Könige erwählt. Da das parthische
 Reich aber schon viele Länder verloren hatte,
 als die arfacidische Herrschaft ihr Ende er-
 reichte, so wurde das neupersische Reich auch
 nicht so beträchtlich, als das parthische gewes-
 sen war. Der Stamm der parthischen Kö-
 nige, oder der Arsaciden, dauerte noch eini-
 ge Zeit in Armenien fort. Die neupersischen
 Könige geriethen aber bald mit den Römern
 in Handel, weil sie alle Länder, über welche
 die Arsaciden jemahls geherrscht hatten, und
 vornehmlich Mesopotamien, wieder erobern
 wollten, und schon Ardshir hatte Mühe, es
 gegen den Kaiser Severus zu behaupten.
 Sein Sohn Sabur (Sapor I) eroberte nicht
 nur Armenien, sondern drang auch bis nach
 Syrien, Sicilien und Cappadocien vor, und
 der brave Kaiser Valerian, der mit zu vielen
 Feinden auf einmahl zu kämpfen hatte, er-
 fuhr (263) das traurige Schicksal, nicht nur
 den

den

Besten Theil seiner Armee, sondern auch seine Freyheit, zu verlieren, und vom barbarischen Sieger gemißhandelt zu werden. Unter andern soll er ihm, wenn er zu Pferde stieg, zum Tritt gebraucht haben.

Ungleich nähere und schlimmere Feinde für die Römer aber waren jetzt die Deutschen, die seit den Zeiten des Marcus Aurelius (170) sich immer enger an einander schlossen, und immer stärker nach dem Rhein und nach der Donau hindrängten. Die fortgesetzten Kriege mit den Römern, und die häufigen Dienste, die sie unter den Armeen derselben nahmen, machten sie mit der römischen Kriegskunst, und mit dem Verfall derselben, immer bekannter, und eben dadurch wurde ihr angebohrner Wanderungsgeist zu Versuchen gereizt, ihr unfreundlicheres Vaterland gegen die schönen Provinzen des römischen Reichs zu vertauschen. Die deutschen Völker, welche, seit der Mitte des dritten Jahrhunderts, die römischen Gränzländer gewaltig beunruhigten, führten aber ganz andre Mahnen, als zu den Zeiten des Augustus und Tiberius. Entweder hatten
 meh:

rere Völker einen neuen gemeinschaftlichen
 Namen angenommen, oder mehrere Völ-
 ker hatten sich an einen Stamm angeschlos-
 sen, der vorher weniger bekannt gewesen
 war. Genug, die vielen kleinen Stämme,
 aus welchen die Bewohner Deutschlands ein-
 nige Jahrhunderte früher bestanden, waren
 in einige größere Völker zusammengeschmol-
 zen. Am Rhein machten sich Alemannen,
 Franken und Sachsen, an der Donau Go-
 then und Vandalen den Römern vorzüglich
 fürchtbar.

Die Alemannen waren, wie schon ihr
 Name verräth, ursprünglich Leute von al-
 lerley Stämmen, welche die ehemaligen
 Wohnsitze der Marcomannen zwischen dem
 Mayn und dem Neckar eingenommen hatten.
 In der Folge, als die meisten suevischen
 Völkerschaften mit ihnen in Verbindung tra-
 ten, wurden sie so zahlreich, daß sie sich
 bis nach dem Rhein und der Donau hin
 ausbreiteten; daß sie von der Lahn bis zur
 Donau, und von dem Oberrhein bis zum
 Lech, wohnten. Jeder Stamm derselben be-
 hielt seine eigne Verfassung, und nur im

Krie-

Kriege gehorchten sie einem gemeinschaftlichen Oberhaupte. Als Feinde der Römer zeigten sie sich zuerst unter der Regierung des Caracalla (213) und gleich bey ihrer ersten Erscheinung wurden die römischen Generale durch ihre große Menge, und durch ihre fürchtbare Cavallerie, in Erstaunen und Verlegenheit gesetzt.

Die Franken, die nördlichen Nachbarn der Alemannen, breiteten sich zwischen dem Niederrhein und der Weser, und auch auf der rechten Seite der Weser, in den Gesenden aus, wo vorher Chamaver, Chatten, Attuarier und Sigambrer wohnten. Diese und andre kleine Völker waren in den Franken vereinigt, und ihr Name kommt zuerst um das Jahr 240 vor. Sie giengen seitdem manchmal über den Rhein, um aus den römischen Provinzen auf der linken Seite desselben sich Beute zu holen.

Die Sachsen wohnten zuerst oberhalb des Ausflusses der Elbe, also im jetzigen Mecklenburg. Sie rückten ihre Wohnsitze aber bald auf die linke Seite der Elbe, so
daß

daß sich dieselben, längs der Nordsee und Ostsee, von dem Rhein und der Weser bis über die Elbe erstreckten. Zu ihren Vorfahren gehörten die Chauken. Den Römern wurden sie schon zur Zeit des Marcus Aurelius bekannt, und sie thaten nicht nur manchen Streifzug über den Rhein, sondern sie schlichen sich auch mit ihren kleinen Schiffen längs den Küsten hin, drangen aus den Mündungen der Ströme landeinwärts, und setzten ihre Seeräuberey, von den Orkneys : Inseln bey Schottland bis an die spanischen Küsten, fort.

Die Gothen, welche von den in Thracien wohnenden Geten verschieden waren, lebten zuerst an der Ostsee, um die Oder und Weichsel. Von hier giengen einige nordwärts nach Schweden, wo der südliche Theil des Landes noch immer ihren Namen im Andenken erhält; andere zogen sich aber durch das jetzige Polen und Rußland bis ans schwarze Meer, bis in die Krim, und nord : westwärts bis nach Siebenbürgen, wo sie die Donau von den römischen Provinzen trennte. Mit den Römern geriethen sie

sie

sie seit der Regierung des Caracalla in Händel, und sie fielen den benachbarten Provinzen Thracien, Mösien, Illyrien, Griechenland und Kleinasien durch ihre Einfälle und Streifereyen sehr beschwerlich. Man theilte sie in der Folge in Ost- und Westgothen. Zu den mit ihnen verwandten Stämmen gehörten auch die Vandalen und die Burgunder; jene in Ungern um die Marosch, und diese an der Donau, in der Gegend von Schwäbisch-Halle. Deutsche breiteten sich also, schon um die Mitte des dritten Jahrhunderts, vom Rhein, und längs der linken Seite der Donau, bis an das schwarze Meer, aus. Deutsche wohnten folglich nicht nur in dem jetzigen Deutschland, sondern auch in Ungern, Siebenbürgen, in der Walachey und Moldau, in Bessarabien und in Südrußland.

Im eigentlichen Deutschland hatten sich Land und Klima noch wenig geändert. Noch immer nahmen undurchdringliche Wälder, und große Moräste und Sümpfe, den größten Theil des deutschen Bodens ein. Die Einwohner hatten noch immer blonde und röth-

röthliche Haare, blaue Augen und eine riesenmäßige Gestalt, welche die Furcht der verzärtelten Römer manchmal noch vergrößert haben mag. Nach den Berichten derselben waren die Burgunder sieben Fuß hoch, und die Franken nahmen sich gegen die Legionssoldaten gar als Thürme aus. In dem großen, rüstigen und abgehärteten Körper wohnte der unerschrockenste Kriegsgeist, die unbändigste Freyheitsliebe, die unerschütterlichste Kühnheit. Die Sachsen fühlten sich nicht glücklicher, als wenn ein Abenteuer das andere drängte, als wenn ihr kleines Schiff von Sturm und Wellen recht herumgeschleudert wurde. Nordischer, scharfer Frost war ihnen das angenehmste Clima. Diesem Clima war ihre Kleidung angemessen, welche meistens aus Häuten und Pelzen bestand. Die Franken und Alemannen liebten knappantliegende Kleider, und sie bedeckten ihre Hüften entweder mit Hosen von Leinwand oder Leder, oder mit einer bis an die Wade reichenden Schürze, die, wenn sie aufgezogen war, das Knie blos zeigte. Um den Leib trugen sie einen Gurt, an den Füßen borstige Schuhe, die bis an die

Galletti Weltg. 5r Th. M Knö

Knöchel giengen. In Ansehung der Behandlung der Kopfschaare fand bey den damahligen deutschen Völkern ein auffallender Unterschied statt. Die Köpfe der Sachsen starreten, so wie bey den Chatten, von vielen Haaren, und ihr Bart durfte ungestört fortwachsen. Bey den Franken waren hingegen die Haare auf dem Wirbel und Hintertopfe abgeschnitten, und die äussern über die Stirne gekämmt; auch erschien das Gesicht ganz glatt geschoren. Langes Haar aber machte eine Zierde ihrer Edlen aus, besonders wenn es in Locken über die Schultern herabwallte. Die Gothen trugen ihre Haare zurückgelegt und gekräuselt. Die Häuser oder Hütten der damahligen Deutschen bestanden meistens aus übereinandergeschichteten Balken. Sie standen noch einzeln, noch nicht in Gassen, und es war für das Freyheitsgefühl der Deutschen, für ihre unbändige Neigung zu Streifereyen etwas unerträgliches, sich in eine Stadt eingeschlossen zu sehen. Ihre liebste Speise gewährte ihnen die Jagd. Die Waffen der Deutschen waren jetzt mannichfaltiger und fürchtbarer, als einige Jahrhunderte vorher. Zwar verwahrten sie ihren

ihren Kopf noch selten, und ihre Brust und ihre Glieder durch weiter nichts, als durch den Schild; aber die Franken hatten, ausser dem Wurfspeeß, noch eine Streitart, einen Hakenspeeß, und einen Stoßdegen. Mit der zweyschneidigen Streitart trafen sie ein ziemlich entferntes Ziel. Ihr Hakenspeeß von mittlerer Länge, fast am ganzen Schafte mit Eisenblech überzogen, und sowohl über als unter der Spitze mit Widerhaken versehen, war eben sowohl auf den Wurf, als auf den Stoß, eingerichtet. Die Wunde, die er beybrachte, konnte wegen der Widerhaken nicht geheilt werden, und blieb er im Schilde stecken, so trat der herbeygesprungene Franke sogleich auf den Schaft, der Schild wurde weggerissen, und der Feind war verlohren. Die Franken brauchten wenig Pferde, und ihr Angriff zu Fuß war so lebhaft, daß sie beynah ihre Wurfspeeßen zuvoreilten. Die Gothen, die hingegen meistens zu Pferde fochten, führten kleine, runde Schilde und kurze Degen, ingleichen Bogen von ungewöhnlicher Größe, die, gleich den parthischen, die Gestalt des abnehmenden Mondes hatten.

Ueber ihren Schaaren flatterten Fahnen aus langen, bunten Streifen zusammengesetzt, die, vom Winde aufgeblähet, fliegenden Drachen glichen, und ein auffallendes Rauschen und Pfeifen hervorbrachten. Ihr Lager schlossen sie durch eine Wagenburg ein. Die Wagen waren meistens mit Ochsen, zuweilen aber auch mit Hirschen, oder Kienntieren, bespannt. Die Sachsen bedienten sich eines eigenthümlichen Streitmessers, welches sie Sachs nannten, und von welchem sie ihren Rahmen bekommen haben sollen.

So lebten, so kleideten sich, so fochten die deutschen Völker, mit welchen die römischen Kaiser über zwey hundert Jahre lang fast ununterbrochen im Kampfe begriffen waren. Schon unter dem Valerian fielen Franken und Alemannen in das auf der linken Rheinseite liegende Gallien ein, und die Gothen plünderten die auf der rechten Donaufseite liegenden Länder. Die Alemannen setzten ihre Streifzüge bis nach Italien, die Franken bis nach Spanien, fort; die Gothen fuhren sogar über das schwarze Meer

Weer bis nach Asien. Die Angriffe der deutschen Völker wurden immer bringender, immer unaufhaltsamer. Die Gothen boten alle ihre Kräfte auf, um in das römische Gebiet auf der rechten Seite der Donau einzudringen. Decius trieb sie (250) von Nicopolis in Untermostien zurück; sie kamen aber, von ihrem Könige Kniva geführt, bald wieder, hieben die ganze Armee, die des Decius Sohn anführte, nieder, und verwüsteten Thracien, nebst einem großen Theile von Macedonien. Decius siegte zwar (251) über dieselben; aber er sah seinen Sohn fallen. Nun drang er in die Mitte der Feinde ein, und fand seinen Tod. Gallus bewilligte den schrecklichen Gothen, um nur von ihnen nicht beunruhigt zu werden, einen jährlichen Tribut; sie fielen aber doch bald wieder in Mostien und Pannonien ein. Valerians Feldherren hielten sie noch ziemlich glücklich von der Donau ab. Hierauf nahmen sie, in Verbindung mit einigen mit ihnen verwandten Völkern (258 — 267) einen großen Zug nach Kleinasien vor. Sie fuhren, von der Mündung des Dniesters, mit einer Flotte von einigen tausend kleinen Schiffen, aus, und fuhren damit
über

über das schwarze Meer nach den Küsten von Asien und Griechenland, wo sie sich gewaltig viele Beute holten. Der Kaiser Claudius II richtete aber (269) in Griechenland eine schreckliche Niederlage unter ihnen an; die Zahl der getödteten Gothen belief sich auf hundert tausend, und der gefangenen Weiber waren so viele, daß jeder Steger sich zwey bis drey aussuchen konnte. Dennoch erlaubte ihnen Aurelius, sich in Dacien niederzulassen. Zum Glück für die Römer wurden aber die Streifzüge der Gothen durch die Händel zwischen ihren Fürsten und Edlen auf einige Zeit gehemmt.

Die Franken, Sachsen und Alemannen wurden indessen dem westlichen Theile des römischen Staates immer gefährlicher. Die Franken und Sachsen beunruhigten besonders die Küsten von Belgien und Gallien. Maximilian konnte ihnen nicht genug widerstehen, und Carausius, der sich in Britannien zum Kaiser aufwarf, schloß, um sich zu behaupten, sogar eine Verbindung mit ihnen, und gab ihnen nicht nur Schiffe, sondern auch Officiere, die sie in der Schiffkunde, und im
See:

Seeckriege, unterrichten mußten. Nun war es ganz natürlich, wenn die Deutschen immer glücklichere Fortschritte machten; wenn die Franken sich in dem jetzigen Holland festsetzten; wenn sie auf der linken Rheinseite bis Trier vordrangen, und wenn Maximilian ihnen sogar einen Theil der Gegend von Trier einräumen mußte. Die Alemannen machten einen Versuch nach dem andern, sich in dem schönen und vortreflich angebauten Gallien festzusetzen. Sie drangen 140000 Mann stark in Italien ein, schlugen den Aurelian bey Piacenza, und versetzten Rom in einen großen Schrecken. Erst nach drey Siegen gelang es (271) dem Aurelian, die Alemannen zur völligen Räumung Italiens zu nöthigen. Nach dem Tode des Aurelians, brachten die Alemannen sechzig gallische Städte in ihre Gewalt; Probus jagte sie aber (277) wieder über den Neckar und die rauhe Alb zurück. Er legte, zur bessern Verwahrung der römischen Gränzen, auf der rechten Rheinseite, einige Festungen an. Die nächsten deutschen Völkerschaften wurden von den Römern so gedemüthigt, daß sie nicht nur Vieh und Getreide liefern, sondern auch

16000 Mann Recruten stellen mußten, welche unter die Gränztruppen vertheilt wurden. Probus glaubte, daß es zur Dämpfung des kriegerischen Geistes der Franken sehr viel beytragen würde, wenn er einen ansehnlichen Theil derselben in die römischen Provinzen in Italien vertheilte. So schön und so angebaut das Land war, welches man den Franken zum Aufenthalt anwies, so wenig konnten sie sich an einen Zustand gewöhnen, der ihrem Hang zur ungebundenen Freyheit Fesseln anlegte. Sie bemächtigten sich aller Schiffe und Fahrzeuge, die sie in ihre Gewalt bekommen konnten, plünderten die Bewohner der griechischen Küsten, eroberten und mißhandelten die Stadt Syracus in Sicilien, giengen nach Africa über, wo sie von Karthago zurückgeschlagen wurden, und fuhren, um Hispanien und Gallien herum, nach ihrem Vaterlande zurück. Constantius, der in Britannien residirte, sorgte zweckmäßiger für die Vertheilung der muthigen Franken. Er versetzte (um 298) viele tausend derselben in die verwüsteten Gegenden zwischen der Mosel und der Schelde. Nichts aber wirkte den Streifereyen der Franken und

und anderer Deutschen mächtiger entgegen, als Diocletians Entschluß, die Regierung über den westlichen Theil des römischen Reichs dem Maximian abzutreten, der seine Residenz zu Trier aufschlug. Seitdem war fast beständig ein Kaiser, oder ein Cäsar in der Nähe, und die muthigen Deutschen fühlten ihre Streifereyen nachdrücklicher eingeschränkt. Die römische Gränze wurde nur bis zur Quelle der Donau vorgedrückt, und durch Festungen und andre gute Anstalten gesichert. Kein Kaiser wußte die muthigen Deutschen aber nachdrücklicher in der Furcht zu halten, als Constantin der Große, der die Franken in ihrem eignen Lande besiegte, der, um ihnen Schrecken einzulößen, zwey gefangene Fürsten derselben zu Rom von den wilden Thieren zerreißen ließ. Seine Siege über die Franken kamen ihm so wichtig vor, daß er das Andenken an dieselben durch ein besondres Fest verewigte. Constantin zeigte sich aber auch den Völkern an der Donau, den Gothen und den Sarmaten, sehr fürchtbar. Die Sarmaten, die zwischen dem karpathischen Gebirge, dem Don, der Weichsel und der Ostsee, (in Po-

ten

len und Südrussland) wohnten, wurden erst durch die Römer, hernach durch die Gothen, und endlich durch ihre eigne Leibeigene, denen sie die Waffen in die Hände gegeben hatten, so ins Gedränge gebracht, daß einige hundert tausend von denselben bey den Römern Schutz suchten, die Soldaten und Bauern aus ihnen machten. Die Gothen entschlossen sich gleichfalls, den Römern ein Heer von 40000 Mann in Sold zu geben.

Die Gefahr, in welcher sich der östliche Theil des römischen Staates, wegen der Einfälle der Gothen und andrer deutschen Völcker, befand, war eine von den Hauptursachen, welche den Constantin bewogen, den Sitz des Kaiserthums (330) nach Byzanz zu verlegen, und diese Stadt, dieser Absicht gemäß, zu erweitern und zu verschönern. Jetzt stieg ein kaiserlicher Pallast, so groß und prächtig, als der in Rom, ein Capitulum, ein Amphitheater, und mancher andere herrliche Gebäude, in der neuen Residenzstadt empor, und die öffentlichen Plätze bekamen an Säulengängen und öffent-

ll.

lichen Bädern eine prachtvolle Einschließung. Die großen Freyheiten und Vorrechte, welche die Einwohner erhielten, lockten ganze Schaaren von Familien aus den benachbarten Ländern herbey; auch wurde die Volksmenge der neuen Residenzstadt, welche Constantin nach seinem Nahmen Constantinopel nannte, durch die Leute vermehrt, die nach einer Verordnung desselben, keine Länderey verkaufen oder vererben durften, wenn sie in der neuen Residenzstadt kein neues Haus bauten. So wurde Constantinopel bald eine der größten, volkreichsten und schönsten Städte. So gab Constantin aber auch Gelegenheit, daß der römische Weltstaat, zu dessen Theilung jedoch schon durch Diocletian der Grund gelegt worden war, in der Folge in zwey von einander auf ewige Zeiten abgesonderte Reiche zerfiel.

Constantin, der sich um die Sicherheit des römischen Staates so sehr verdient machte, gab der Eintheilung desselben eine andre Einrichtung. Das Ganze wurde in vier große Theile abgesondert, welche von den General: Gouverneuren, die Präfecten hießen,

hieffen, Praefecturen genennt wurden. Jede Praefectur war in Diocesen, und jede Diocesis in eine gewisse Anzahl von Provinzen getheilt, die sich zusammen auf 120 beliefen. Die vier Praefecturen waren Orient, Syrien, Gallien und Italien, deren Hauptstädte Constantinopel, Thessalonica, Trier und Rom vorstellten.

In dem großen römischen, auf diese Art organisirten Staate machte Constantin der Große den Glauben der Christen, die bisher so sehr gedrückt worden waren, zur herrschenden Religion. Dieser Glaube hatte sich, aller Verfolgungen ungeachtet, immer weiter ausgebreitet. Von jeher haben aber Verfolgungen keine Ueberzeugung bewirken können, und die Verfolgungen, welche die Christen unter der römischen Herrschaft erfuhren, waren meistens weder so allgemein, noch so wüthend, daß sie die Verehrer des Christenthums hätten ausrotten können. Diese Verfolgungen der Christen waren übrigens eine natürliche Wirkung von den Grundsätzen der Römer, welche, die Einrichtungen und Anordnungen ihrer Vorfahren heilig ver-

verehrend, durchaus keine neue Religion wollten aufkommen lassen. Sie betrachteten die Religion als eine der wichtigsten Angelegenheiten des Staats. Selbst die einsichts- vollsten, die menschenfreundlichsten Kaiser konnten die Christen für nichts anders, als für Staatsverbrecher, halten. Es war nicht nöthig, das Christenthum erst durch besondere Gesetze zu verbiethen; man durfte nur die bereits vorhandenen Verordnungen, welche alle Religionsneuerungen untersagten, auf die Christen anwenden. Selbst ein Trajan, selbst ein M. Aurel konnten sie daher nicht schonen. Doch führte Trajan schon ein gesetzmäßigeres Verfahren gegen die Christen ein; er befahl, sie nicht eher zur Strafe zu ziehen, als bis sie regelmäßig angegeben worden wären. Die deswegen gegebenen Verordnungen wurden zwar nicht wieder aufgehoben, aber auch nicht durch neue vermehrt, und die Auslegung derselben hieng meistens nur von den Leidenschaften und der Laune der römischen Statthalter ab. Unter dem Maximin, dem Gallus und dem Valerian wurden die Christen zwar verfolgt, aber nur auf kurze Zeit, und mit ziemlich vieler

Scho:

Schonung. Das traurigste Schicksal erfuhren sie unter dem Decius und Diocletian. Letzterer verfolgte nicht nur die Christen; er socht auch ihre heiligen Bücher an. Galerius, der sich anfangs als einen ergrimmtten Feind der Christen zeigte, verschaffte ihnen durch eine Verordnung endlich Ruhe.

Doch selbst die Verfolgungen der Christen dienten dazu, die Aufmerksamkeit auf ihren Glauben hinzulenken. Unter denen, die den wilden Thieren vorgeworfen, oder mit den ausgesuchtesten Märtern hingerichtet wurden, befanden sich zwar viele Schwärmer, aber auch manche edle Menschen, die, aus inniger Ueberzeugung von der Wahrheit des Christenglaubens, demselben ihr Leben aufopferten. Die Standhaftigkeit solcher Menschen erregte Bewunderung, und stößte eine hohe Meynung von dem Werthe einer Religion ein, welche selbst die Schrecken des Todes zu überwiegen vermochte. Sicherlich wurde nicht leicht ein standhafter Bekenner des Christenthums hingerichtet, ohne daß die Zahl derer, die es verehrten, ansehnlich wuchs. Man nannte jene Märtyrer,

das

das heißt Zeugen der Wahrheit, und das Andenken von den vornehmsten unter denselben ist durch die Nahmen verewigt, welche die Tage in unserm Kalender führen. Zur Ausbreitung des Christenthums trugen aber Handelsreisen, Ausgewanderte, und selbst die römischen Legionen, welche zur Besatzung von Ländern und Städten dienten, sehr viel bey. Das Christenthum fand in Asien, und vornehmlich in Syrien, wo der König von Edessa sich zu demselben bekannte, ingleichen bey den Arabern, Armeniern und Persern, immer mehr Verehrer. In Afrika kam es schon bis nach Abessynien, und in Europa hatten sich bereits im zweyten Jahrhundert nicht nur in Hispanien und Gallien, sondern auch in Britannien, christliche Gemeinden gebildet. Unter den römischen Colonien und Legionen am Rhein und an der Donau gab es auch schon manchen, der den heydnischen Glauben gegen den christlichen vertauscht hatte. In Zeit von dritthalb hundert Jahren war es so weit gekommen, daß viele von den angesehensten Einwohnern des römischen Staates das Christenthum verehrten.

Dies

Dies brachte den schlaunen Constantin, dessen Vater schon ein Gönner der Christen gewesen war, zu dem Entschlusse, sich für die mächtige Parthey der Christen zu erklären, um sich auf den Beystand derselben desto sicherer verlassen zu können. Seine öffentliche Erklärung erfolgte (311) auf dem Zuge gegen den Maxentius, nachdem ihn, wie man erzählt, eine wunderbare Erscheinung dazu aufgefordert hatte. Als er gegen Untergang der Sonne vor seiner Armee hermarschiert, zeigt sich am Himmel ein Kreuz von lauter Lichtstrahlen gebildet, mit der Umschrift: „durch dieses Zeichen erwirb dir den Sieg!“ Constantin läßt sich am folgenden Tage eine Fahne verfertigen, (das Labarum) auf welcher das, was er gesehen hat, abgebildet wird. Verschiedene Bischöfe unterrichteten ihn in den Grundsätzen des Christenglaubens. Seine ganze Familie folgt diesem Beispiele. Constantin selbst läßt sich (324) durch den römischen Bischof Silvester taufen, und wenn er demselben auch kein Land geschenkt hat, so war es für die christliche Gemeinde in Rom, und für den Vorsteher derselben, doch schon äußerst wichtig,

daß

daß der Beherrscher des Weltstaates sie öffentlich in seinen Schutz nahm; daß er ihrem Gottesdienste die herrlichen Tempel einräumte, die bereits vorhanden waren; daß er auch manchen neuen baute.

Der römische Staat, welchen Constantin der Große allein mit so vieler Klugheit und Würde beherrscht hatte, kam schon unter seinen Nachfolgern wieder in Verwirrung. Constantin hinterließ (337) drey Söhne, welche die große römische Monarchie dergestalt theilten, daß Constantin II die gallische, Constans die italiensche und illyrische, und Constantius die orientalische Präfectur, erhielt. Aber sie blieben nicht lange einig. Constantius, der zuerst nach Constantinopel kam, ließ sogleich 10 Personen von der kaiserlichen Familie, und noch verschiedene andere Personen, hinrichten. Der ältere Constantin der II verlangte von dem jüngern Constanz, er sollte ihm noch Italien und Afrika, abtreten. Darüber brach ein Krieg aus, und Constantin kam (240) in einer Schlacht bey Aquileja ums Leben. Constanz, der sich, mit Bewilligung des Constantius,

Galletti Weltg. 5r Th. N des

Landes bemächtigte, welches Constantia be-
 sessen hatte, aber sehr schlecht regierte,
 wurde zehn Jahre (350) hernach, in dem
 Schlosse Helena bey den Pyrenäen, von
 den Anhängern eines fränkischen Obergener-
 als, des Magnentius, ermordet. Dieser
 Magnentius, welcher, seines deutschen Ur-
 sprunges ungeachtet, die feinste Bildung ei-
 nes Römers besaß, brachte Italien, Afrika
 und Gallien in seine Gewalt, und ließ sich
 zum Kaiser ausrufen. Die Armee in Illy-
 rien erklärte sich für ihren Obergeneral Ve-
 teranio. Zu diesen Revolutionen munterte
 hauptsächlich der unglückliche Krieg auf, wel-
 chen Constantius II gegen den neupersischen
 König Sapor geführt hatte. Allein Constanz-
 tius II, welcher von seinen Brüdern noch
 allein übrig war, nöthigte nicht nur den
 Veteranio, der kaiserlichen Würde zu entsag-
 en, sondern brachte den Magnentius so
 ins Gedränge, daß er (353) zu Lyon sich
 selbst das Leben nahm. Constantius II
 herrschte jetzt wieder allein, wie sein Vater.
 Er fühlte aber die Regierungslast bald so
 groß, daß er sie (351) mit seinem Vetter
 Constantius Gallus, dessen Vater und ältern
 Bru-

Bruder er hatte ermorden lassen, theilte, und ihm die Vertheidigung der asiatischen Länder übertrug. Aber dieser Cäsar wurde ihm durch seinen Uebermuth bald so gefährlich, daß er ihn (253) mußte umbringen lassen. An dessen Stelle kam (255) der jüngere Bruder Julian, der nicht nur die Rheingränze gut vertheidigte, sondern auch tief in Deutschland eindrang. Constantius, der nun über ihn so mißtrauisch wurde, daß er dessen Armee von ihm abzuziehen suchte, hatte das Mißvergnügen, daß (360) diese den Julian, zum Kaiser ausrief. Als er sich zum Feldzuge gegen denselben rüstete, überraschte ihn in Cilicien der Tod.

Julian, der wegen seiner Verfolgung der Christen den Beynahmen, Apostata (der Abtrünnige) bekommen hat, besaß Tapferkeit, Enthaltbarkeit und manche andre gute Eigenschaft, welche die christlichen Geschichtschreiber freylich nicht an ihm finden konnten. Er entfernte die am Hofe und in den Gerichtshöfen eingerissenen Mißbräuche, und machte manche vortrefliche Anordnung, um den Wohlstand der Untertanen zu befördern.

Wenn er für den Glauben der Christen wenig Zutrauen fühlte, so war seine Erziehung, so war die ungerechte Behandlung, welche die christlichen Kaiser seiner mit ihnen verwandten Familie widerfahren ließen, so war seine Neigung zur Zauberey und Theurgie, so war sein Umgang mit heidnischen Philosophen, daran Ursache. Anfangs wollte er nur eine allgemeine Religionsordnung einführen, wollte er nur seinen reformirten Heydenthume mehr Eingang verschaffen; aber sein Eifer für seinen reformirten Götzendienst wurde allmählig so leidenschaftlich, daß er ihn zu harten Verfahren gegen das Christenthum verleitete. Der Wiederhersteller der Ordnung in der Staatsverwaltung wollte sich auch um die Sicherheit der östlichen Gränzen des römischen Staates verdient machen, und deswegen den König von Persien recht empfindlich schwächen. Er zog daher (362) nach Syrien, und wählte Antiochien zum Orte seines Aufenthaltes. Seine Unternehmungen jenseits des Tigris waren anfangs glücklich; aber der dem Alexander nachgeahmte Entschluß, seine Flotte zu verbrennen, brachte ihn in große

große Verlegenheit. Der Mangel an Lebensmitteln wurde immer fühlbarer. Da nun die Perser gegen die kraftlose Armee immer muthiger anrückten, so gerieth sie in die größte Noth. Julian selbst bekam (363 Jun.) in einem Gefechte eine tödtliche Wunde, die ihm, wie man vielleicht aus Religionshaß vermuthet, ein Christ beygebracht haben soll. Mit ihm endigte sich der Mannsstamm der Familie des großen Constantins.

In die Stelle des Julians rief die Armee seinen Oberhofmarschall Jovian, welcher zu Singidunum (Belgrad) geboren war, zum Kaiser aus. Dieser mußte, um sich aus einer sehr gefährlichen Lage herauszureißen, alle Eroberungen jenseits des Tigris an den König von Persien abtreten. Er starb zu Nicæa (364 Feby.) in Kleinasien, nachdem er noch nicht 8 Monathe den Kaisertitel geführt hatte. Die Armee erklärte nun den Valentinian, den Obersten eines Gardebataillons, einen braven Officier, zum Beherrscher des römischen Staates. Dieser überließ die östliche Hälfte desselben seinem Bruder Valens. Valentinian gerieth mit

mit

mit den Alemannen, und andern deutschen Völkern, in einen sehr lebhaften Kampf.

Die Alemannen und Franken hatten sich seit dem Tode Constantins des Großen, welcher das Ansehen des römischen Staates so standhaft und glücklich gegen sie vertheidigte, so furchtbar gemacht, daß Constantius sie nur mit vieler Mühe von Gallien zurückhielt. Dieses Land wurde aber hauptsächlich von den Alemannen beunruhigt, die in der Gegend des jetzigen Schwarzwaldes, im Breisgau und im Badenschen, wohnten. Constantius beschloß (354) sie in ihrem eignen Lande zu demüthigen. Er gieng deswegen über den Rhein; aber die schlauen Fürsten der Alemannen wußten ihm friedliche Gesinnungen einzufloßen. Der getäuschte Constantius mußte es bald bereuen, daß er die Gelegenheit, die Alemannen recht empfindlich zu schwächen, nicht besser benutzt hatte. Sie waren, während daß die Franken die Gegenden am Niederrhein plünderten und verwüsteten, in Obergermanien eingedrungen, und hatten Maynz, Worms, Speyer, Straßburg, und andere Städte, gemiß:

gemißhandelt. Doch der Cäſar Julian trieb ſie (357) nicht nur wieder über den Rhein zurück, ſondern ſuchte ſie auch in ihrem eignen Lande auf. Die vereinigten Stämme der Alemannen ſtellten ihm ihr Heer, welches ſich auf 35000 Mann belief, bey Straßburg entgegen. Chnodomar, der Oberbefehlshaber deſſelben, welcher das uneingeſchränkteſte Anſehn ausübte, ſtüzte ſich, als es zur Schlacht kam, mit einem großen feuerfarbigen Federbuſche auf ſeinem Helme geziert, und voll Vertrauen auf ſeine zahlreichen und tapfern Krieger, auf ſeine Lanze. Aber dieſe vermochten endlich dem von feinerer Kriegskunſt geleiteten Angriffe der Römer, deren Zahl ſich nur auf 13000 belief, ſo wenig Widerſtand zu thun, daß 6000 Alemannen getödtet, und eben ſo viele gefangen wurden. Unter den letztern befand ſich der ſtolze Chnodomar. Julian führte hierauf bey Maynz ſeine Armee über den Rhein, und rächte ſich für die Verwüſtungen, welche die Alemannen jenseits des Rheins angerichtet hatten, durch das Abbrennen ihrer kleinen Dörfer. Die Einwohner deſſelben flüchteten in einen dicken, unwegsamen Wald, deſſen

dessen Eingang theils umgehauene Bäume, theils tiefer Schnee, noch mehr versperreten. Sultar mußte überhaupt drey-mahl über den Rhein gehen, ehe es ihm gelang, die Alemannen alles Widerstandes unfähig zu machen. Die Vorthelle, die die glückliche Endigung dieses Krieges dem römischen Staate brachte, waren wichtig genug. Auf 20000 Römer, die sich in der Gefangenschaft der Alemannen befunden hatten, erhielten ihre Freiheit wieder, und die römischen Armeen bekamen manche Schaar von ausgesuchter alemannischen Jünglingen. Eben so glücklich bekriegte Julian die Franken, die bereits bis in die Gegend zwischen der Maas und Schelde vorgebrungen waren. Die gefangenen Franken, die er dem Kaiser Constantius schickte, kamen den Römern wie Thürme vor. Constantius reizte die Alemannen gegen den Julian zu Feindseligkeiten, die denselben zu dem Entschlusse brachten, das viertemahl (361) über den Rhein zu gehen. Die folgenden Kaiser wußten sich aber nicht so, wie Julian, den Deutschen furchtbar zu machen. Vielmehr gedieh es dahin, daß die Römer die Streifereyen derselben durch

jährliche Geschenke abkaufen mußten. Diese wollten ihnen Valentinians I Minister abstreiten. Die Alemannen giengen nun über den Rhein, um sich durch Beute zu entschädigen. Valentinian nahm (368) selbst einen Feldzug gegen die Alemannen vor. Er rückte mit drey Colonnen bis in die Gegend von Nothweil am linken Ufer des Neckars; aber sowohl der beträchtliche Verlust, den er in einem blutigen Gefechte erlitten hatte, als der herannahende Winter, bewogen ihn, den Rückzug anzutreten. Im Grunde war durch diesen Feldzug wenig bewirkt worden. Dennoch hatte Valentinian über den Ausgang desselben eine so große Freude, daß er zu Trier herrliche Schauspiele veranstaltete. Die Festungen am Rhein wurden jetzt nicht nur wieder hergestellt, sondern auch durch neue vermehrt. Um die Alemannen, und vornehmlich diejenigen, die zwischen dem Mayn und der Lahn ihre Wohnsitze hatten, und die sich am längsten wehrten, völlig zu schwächen, verband sich Valentinian mit den Fürsten der Burgunder, welche von der Weichsel her bis an den Mayn gezogen waren. Diese drangen bis an den Rhein vor,
und

und die Alemannen geriethen in so große Verlegenheit, daß sie zum Theil nach Rhätien flüchteten. Die Nähe der Burgunder schien den Valentinian aber so sehr bedenklich, daß er weiter keinen Beystand von denselben verlangte; nun wollte er jedoch auch das nicht halten, was er ihnen versprochen hatte, und die Burgunder kehrten mit dem lebhaftesten Unmuth über das Verfahren der Römer in ihr Land zurück. Valentinian that (371) noch einen Feldzug gegen die Alemannen; aber er konnte sie nicht zur Unterwerfung bringen.

Einen eben so lebhaften Kampf verursachten den Römern die deutschen Völker an der Donau. Quaden, Gothen, Vandalen und Alanen machten unaufhörliche Versuche, in die römische Provinzen einzudringen. Die Quaden, die sich im jetzigen Mähren, und im westlichen Theile von Ungern bis an die Donau, ausbreiteten, giengen manchmal über diesen Strom, um die Bewohner der römischen Länder zu plündern. Zuweilen schlossen sich die in Polen und Südrußland wohnenden Sarmaten an sie an. Schon
der

der Kaiser Constantius war dadurch zu einem Feldzuge gegen sie bewogen. Er drang bis in die Gegend vor, wo die Donau die Gran aufnimmt. Hierauf wurden einige quadische Stämme Unterthanen, andere aber Bundesgenossen der Römer. Als die letztern zur Zeit des Valentinians, von einem Statthalter treulos behandelt wurden, drangen sie in das römische Gebieth ein, und hieben fast zwey ganze Legionen nieder. Valentinian wurde jetzt wegen des Schicksals der römischen Provinzen an der Donau so besorgt, daß er (374) vom Rhein nach Pannonien eilte. Zwar drang er in das Land der Quaden ein, aber Gebirge (die karpatischen?) verhinderten ihn, sie weiter zu verfolgen. Es erschien vor ihm (375 Nov.) eine Gesandtschaft der Quaden. Ueber diese erzürnte sich Valentinian so gewaltig, daß er während des Redens von einem tödtlichen Schlagflusse befallen wurde. Wegen seiner Grausamkeit und Habsucht wurde sein Verluft von niemand bedauert.

Sein Bruder Valens schlug sich indessen nicht nur mit den Gothen und Persern,
son

sondern auch mit einem Gegenkaiser, herum. Der letzte, Procopius, ein Verwandter Julians, hatte sich (365) in Kleinasien zum Kaiser aufgeworfen; er spielte seine Rolle aber nicht länger als 8 Monathe. Valens rückte (366) gegen ihn an. Procopius, den seine Leute verließen, wurde gefangen und hingerichtet. Gefährlicher war (372) der Kampf mit dem persischen Sapor, der Armenien und Iberien (das jetzige Imirette) sich unterwürfig machte, und noch gefährlicher der Kampf mit den Gothen. Ueber die Ostgothen herrschte damals der König Hermarich, der eine Menge kleiner Völker unterjochte, und dadurch einen Staat bildete, der sich, vom Dniester und Don bis an die Ostsee, erstreckte. Die Westgothen, die sich um diese Zeit, von der rechten oder westlichen Seite des Dniesters, durch Polen, die Walachey, Siebenbürgen und Oberungern ausbreiteten, hatten den Athanerich zum König, mit welchem Valens drey Jahre lang (367 — 369) einen Krieg führte, der sich zum Nachtheile der Westgothen endigte. Diese mußten nemlich ihrem jährlichen Tribut entsagen, und

und ihren Handel auf zwey Städte einschränken lassen. Sowohl über die Deutschen, als über die Römer, stürzte sich aber jetzt ein neues sehr furchtbares Volk her, welches um diese Zeit aus Asien nach Europa übergieng.